

Illustriertes Unterhaltungs-Blatt



Beilage zum Bezirks-Blatt

Für das Krug- und Kannenbäckerland, umfassend die kgl. Amtsgerichtsbezirke Böhr-Grenzhausen und Selters.

Verlag von L. Nüßemann in Böhr

E. Rönfort

Die Liebe einer Frau.

Ein Künstlerroman von Paul Bliß. (Fortsetzung.)

7. (Nachdruck verboten.)

Gegen Abend des nächsten Tages kam Werner Schütz an. Er sah prächtig aus, war ganz sonnengebräunt und frohkte von junger Lebenskraft und Freude.

ganz voll von Ideen wäre er. Doch als sie beide aus der Stadt heraus waren und die grüne, blühende Campagna vor sich hatten, da rief der Rom-Schwärmer in ehrlichem Entzücken: „Sapperment, ist das hier aber ein herrliches Stückchen Welt! So schön hätte ich es mir doch nicht vorgestellt!“ Bruno nickte freudig. „Es kommt noch viel schöner, du sollst aus dem Staunen gar nicht herauskommen.“

Die Hände.

(Im Lazarett.)

Er reckte sich ganz leise, und er sah
des hellen Krankenzimmers bleiche Wände.
Vor seinen Augen nah, ganz nah
bewegten sich zwei schöne weiße Hände.

Ihm war so schwach. Sein Kopf fiel hart zurück.
Er konnte kaum die schweren Lider heben.
Da war es ihm ein ruhsam gutes Glück,
zu schau'n auf zweier Hände stilles Leben.

Sie faßten eben etwas Kaltes an,
es sanft auf seine heiße Brust zu legen.
Und weiche Rissen schoben sie ihm dann
sacht unters Haupt, fast ohne sich zu regen.

Wie Schwestern schienen ihm die guten Hände,
zu mildem Werke bitt'reich geeint,
zu kühlen roter Wunden schlimme Brände
und böse Fieberglut, die klopft und peint.

Er träumte: „Weiße Tauben! Wie sie fliegen
in Julihimmels blauer Sommerruh!“
Da blieben sie auf seiner Stirne liegen,
und langsam fielen ihm die Augen zu . . .

E. Etienne. Mitt. d. R.



Bruno umarmte ihn wie einen Bruder. Er war überglücklich, den lieben Freund endlich wieder zu haben. Natürlich begann Werner sogleich von Rom zu schwärmen, auch von seinen Arbeiten sprach er und von seinen neuen Plänen;

Als sie daheim waren in der casa bianca, sah der Freund das neue Bild. Wie gebannt stand er davor, stumm und andachtsvoll. „Nun, was meinst du dazu?“ fragte Bruno endlich mit verhaltener Freude.

Da schielte der andere aus seinem Stutzen auf und erwiderte begeistert: „Es ist das Grandioseste, was du bisher gemacht hast! Es ist in jeder Beziehung herrlich schön, und ich bin überzeugt, es wird gewaltiges Aufsehen erregen. Aber sag mir, wer ist die Dame?“

Ganz ruhig antwortete Bruno: „Die Tochter unserer Wirtin.“

„Was? Hier im Hause?“

„Ganz recht, hier im Hause.“

Schweigend und lange sah Werner auf das Bild.

Endlich fragte Bruno, scheinbar ganz ruhig: „Gefällt sie dir?“

Begeistert rief der Freund: „Ich habe ja im letzten halben Jahre viele schöne Mädchen gesehen, aber nie habe ich eine gefunden, die alles, was ein Weib begehrenswert macht, so in sich vereinigt, wie es hier der Fall zu sein scheint!“

Stumm lächelnd stand der Ältere da.

Und der andere sprach eifrig weiter: „Das scheinst du noch gar nicht gemerkt zu haben, du eingefleischter Junggeselle!“

„O doch“, erwiderte er heiter.

Zunmer auf das Bild schauend, sprach Werner: „Noch nie habe ich ein Mädchen gesehen, das auf den ersten Blick so fesselt, — diese edlen Züge und die geradezu königliche Haltung, dabei im Bild trotz der suchenden Sehnsucht diese ganz einzige Milde und Güte, die nur den großherzig edlen Menschen eigen ist — direkt entzündet bin ich!“

Da nickte Bruno schmunzelnd und sagte: „Wie ich dich kenne, habe ich alles das auch nur ganz so erwartet, mein Jungchen. Aber nun komm, sehen wir uns hier mal ein paar Minuten auf dem Balkon und reden wir nun von uns.“

Sie taten es, und dann berichtete Werner eingehend von seinem Aufenthalte in Rom und von seinen vollendeten Kopien, die zur vollsten Zufriedenheit des Bestellers ausgefallen waren.

„So, das von mir. Und nun sag, wie es dir geht.“

„Gut geht es mir, das siehst du ja!“

„Also alles ausgeheilt?“

„Aber natürlich! Der leichte Spitzenkatarth war schon nach sechswoöchigem Aufenthalt geheilt.“

„Und du fühlst dich ganz wohl?“

„So wohl wie nie zuvor! Jetzt geht es mit neuen Kräften an die Arbeit. Nächsten Monat gedenke ich zurückzukehren. Bis dahin will ich hier noch fleißig Studien machen. Und dir dürfte das auch nichts schaden, mein Junge!“

„Herrlich!“ rief Werner. „Sofort bin ich dabei! Vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein werden wir arbeiten!“

„Es gibt wundervolle Motive hier. Du wirst erstaunt sein. — So, nun komm hinunter, damit ich dir den Garten zeigen kann.“

Sie gingen hinunter. Unter den Zypressen fanden sie Francesca. — Bruno stellte den Freund vor.

Nach der ersten Begrüßung sagte Werner, ohne seine Bewunderung zu verbergen: „Ich kenne Sie schon, Fräulein; ich habe oben das Bild gesehen!“

Und sie erwiderte mit liebenswürdigem Lächeln: „Auch Sie sind mir nicht mehr ganz unbekannt, Ihr Freund hat mir viel von Ihnen erzählt.“

Werner nickte ihr freundlich zu, aber er sagte nichts, unausgesprochen blickte er sie an, und er dachte nur immer: wie schön, wie herrlich schön ist sie doch!

Dann zog ihn Bruno weiter: „Komm mit hinunter zum Giacomo, da gibt's den besten Terzoldico.“

„Also immer noch der Weinsucher!“

Lachend gingen sie weiter.

Und Francesca sah ihnen lange und sinnend nach.

Untenwegs begann Werner von neuem zu schwärmen: „Bruno, ich verstehe dich nicht mehr! Bist du denn blind für Frauenreize?“

„Durchaus nicht, mein Lieber. Sonst hätte ich sie doch nicht gemalt.“

„Ach, das ist das Interesse des Künstlers! Aber als Mensch, als Mann empfindest du denn als solcher gar nichts?“

„O ja. Aber du scheinst ja über beide Ohren verliebt zu sein.“

„Wenn ich es noch nicht bin, dann werde ich es bestimmt werden. Dessen kannst du sicher sein!“

„Du, das laß lieber bleiben!“

„Oh, weshalb?“

„Weil du es dann mit mir zu tun bekommst!“

Doch erschrocken und fragend sah Werner auf.

„Sie ist nämlich bereits meine Braut!“ Nun war es heraus. Länger konnte es Bruno nicht zurückhalten, er war kein Komödiant.

Einen Augenblick starrte der jüngere den älteren Freund an; sprechen konnte er nichts.

„Ja, ja, mein Kerlchen, es ist so! Nächsten Monat heiraten wir!“

Endlich fragte der andere: „Warum hast du mir denn das so lange verschwiegen?“ Und seine Stimme erzitterte ganz leise.

„Weil ich dich überraschen wollte, Junge!“

„Das ist dir allerdings gelungen.“

„Wehe, als ich erhaschte, denn du gratulirtest mir ja nicht mal.“

Da nahm sich Werner zusammen, verdrängte seine Mißstimmung und seine Enttäuschung und reichte dem älteren Freunde, dem er so vielen Dank schuldete, und den er so innig lieb hatte, beide Hände hin, und mit treuerherzigem Blick und festem Händedruck wünschte er ihm Glück zu der Wahl.

Damit war die leichte Spannung zwischen beiden gehoben, in ehrlicher, treuer Freundschaft fanden ihre Herzen sich wieder.

Und dann begann Bruno zu schwärmen. Mit begeisterten Worten schilderte er, wie er sie kennen und lieben gelernt, und wie sie beide so bald sich verstanden hatten. Auch den Zusammenstoß mit Mario berichtete er und von der langen, schweren Krankheit, in der sie ihm mit rührender Fürsichtigkeit beigegeben hatte. Alles erzählte er jezt. Werner wurde immer erstaunter.

„Und nichts von alledem hast du mir auch jemals in deinen Briefen nur angedeutet!“

„So etwas erzählt sich besser“, sagte Bruno heiter.

Als sie dann unten auf der Terrasse saßen und den feurigen Wein im Glas hatten, da tranken sie auf die neue, sonnige Zukunft.

Am Abend, als Bruno sein Zimmer betrat, fand er auf dem Tische einen kleinen Brief.

Francesca schrieb: „Liebster, tu mir den Gefallen, laß uns keine Komödie spielen, sondern sage deinem Freunde, daß wir uns gehören. Glaub mir, es ist besser, ich fühle es. Tausend Küsse, Francesca.“ — Lächelnd steckte er den Brief ein.

Und gleich am nächsten Morgen beruhigte er sie, daß er ihren Wunsch schon vorgeahnt hatte.

Zum Dank küßte sie ihn heiß und innig.

„Nun, wie gefällt dir Werner?“ fragte er fröhlich.

„Oh, er scheint ein lieber Mensch zu sein.“

„Ja, das ist er! Und auch ihr beide müßt gute Freunde werden, damit wir zu dreien in steter Eintracht leben können!“

Lächelnd und gutherzig versprach sie es ihm.

Dann kam auch Werner dazu.

Francesca begrüßte ihn traulich und herzlich.

Doch er war heute ein wenig befangen. Das merkte er sofort, und er kämpfte auch dagegen an, aber es war umsonst, — es war, als läge ein leichter Druck auf seiner Seele, der ihm den freien Blick verschleierte.

Dann gingen die Freunde in die Berge, um zu malen.

„Was fehlt dir, mein Junge?“ fragte Bruno. „Du bist heute so seltsam still!“

Werner versuchte heiter zu sein, aber es wollte nicht gelingen. „Mir fehlt gar nichts, vielleicht scheint es dir nur so, als wäre ich so still.“

„Nein, es scheint mir nicht nur so, sondern du bist wirklich verstimmt, denn in deinen Worten liegt unverkennbar Reizbarkeit. Also was fehlt dir? Sei ehrlich!“

Jetzt lachte Werner laut auf. „Du siehst Gespenster, mir fehlt wirklich nichts!“

Da schwieg Bruno. Er fühlte deutlich, daß der Freund diesmal nicht ganz offen war. Das tat ihm weh. Und er sann darüber nach, was wohl der Grund der Verstimmung sein könnte. Aber er fand keinen.

Auch Werner schwieg. Und jezt war er wirklich verstimmt, denn er ärgerte sich, daß er sich so schlecht beherrscht hatte.

Erst, als sie am Ziele waren, das Bruno als eines der schönsten malerischen Motive herausgefunden hatte, war der Bann des Schweigens gebrochen.

„Nun, was sagst du zu diesem Bild?“ rief Bruno entzündet und deutete auf die prägende Landschaft.

„Ja, es ist ein schönes Stückchen Welt, das sehe ich immer mehr ein“, erwiderte Werner in ehrlicher Begeisterung.

Dann begannen sie zu arbeiten. Währenddessen wurde auch gesprochen, alle möglichen Erinnerungen ausgekratzt, hier und da fiel ein Scherzwort — aber es half nichts; der alte, ungezwungene Freundschaftston von ehemals wollte nicht wieder anlingen.

Das fühlte ein jeder. Und endlich schwiegen sie ganz und arbeiteten still und eusig weiter.

Auf dem Heimwege aber hielt Bruno es nicht länger mehr aus; er stellte den Freund einfach zur Rede: „Mein lieber Werner, so geht das nicht weiter. Jezt bekenne mal Farbe. Du hast etwas gegen mich, ja, ja, — sag, was du willst — ich bleibe dabei, du hast etwas gegen mich — manchmal leuchtete es wie Haß aus deinen Augen — jawohl, das habe ich ganz deutlich gesehen!“

Da wurde der Freund purpurrot — das geheime Faß seiner Seele war soeben freigelegt, von dem Allerheiligsten war der Vorhang herabgerissen — etwas, das er selber noch nicht einmal zu denken wagte, das er unberührt in den Tiefen schlummern lassen wollte, nun war es ans Tageslicht gezogen und ihm zum Bewußtsein gebracht. Nun schallte es mit anklagenden Worten an sein Ohr: Haß! Haß! Haß!

auch noch das Zahlen der Hotelrechnung erließ, so gab sich der Fremde schließlich zufrieden und ging eilig zum Bahnhof.

Erst als er hinaus war, atmete der Wirt wieder auf. Die Sache hatte zwar jenseits hundert Mark gekostet. Aber immerhin war dies noch leichter zu tragen als ein Skandal, der ihn um seinen Ruf brachte. — Einigermassen beruhigt setzte er sich zum Frühstück nieder, um sich nach der ausgestandenen Aufregung zu stärken.

Doch kaum saß er, so kam eine neue Überraschung für ihn. Es erschien ein Schiffer, dessen Kahn auf dem Fluß an der Rückseite des Hotels seit gestern Abend festgemacht war. Der Mann brachte ein ziemlich umfangreiches Paket und berichtete dazu, daß es nach Mitternacht, als alles schon schlief, aus einem Fenster des Hotels ins Wasser geworfen worden sei. Er sei noch nachgewesen, hätte zum Kabinfenster hinausgesehen, da sei das Paket an seinem Kopf vorbei ins Wasser gesunken. Zuerst habe er an ein Verbrechen gedacht. Da aber alles still blieb, sei auch er ruhiger geworden. Er habe dann mit dem langen Haken nach dem Paket gefischt, bis er es denn endlich, nach vieler Mühe, gefunden hatte.

Der Wirt war äußerst eräutet und ließ das Paket öffnen. Und zu seiner großen Verwunderung kam ein abgetragener, gelblicher und mehr als schäbiger Anzug und ein Paar total zerrissene Stiefel zum Vorschein. Dabei war ein mit Bleistift geschriebener Zettel, auf dem man nach einiger Mühe noch die Worte entziffern konnte: „Da der Winter kommt, muß man sich neu einleiden! Ich danke Ihnen für Ihre Mühe. Der Herr von Nummer 36.“

Blinder Eifer schadet nur.

Humoristische Skizze von Hans Baier. (Nachdruck verb.)

Tief aufatmend vor Lust und Freude, morgen den längst ersehnten vierwöchigen Urlaub antreten zu können, war der Gerichtsbeamte Tobias Krautmayer durch das Tor des Amtsgebäudes auf die Straße getreten. Unwillkürlich warf er noch einen Blick auf die lange Fensterfront des grau getünchten eiförmigen Gebäudes, wie um demselben ein stummes „Gehab dich wohl“ zu sagen, rückte dann seinen Hut unternehmend in den Nacken, umspannte kräftiger den Griff seines Stokkes, schüttelte sich einen Augenblick, als ob er die Last der winterlichen Fronarbeit von sich wälze, und stürzte dann vorwärts. — Welch himmlische Aussicht! Morgen um dieselbe Zeit war er schon längst in seinem geliebten Fahrenstein, einem stillen Dörfchen, das, weitab vom Lärm und Getriebe der Großstadt, in einem anmutigen Tale, umsäumt von herrlichen Laub- und Nadelwäldern, sich sein bescheidenes Plätzchen gewählt, und wo Herr Krautmayer nun schon seit acht Jahren mit seiner Familie, die aus Frau und zwei halbwüchsigen Jungen bestand, regelmäßig seinen larm bemessenen Sommerurlaub verbrachte.

Für gewöhnlich, nur bei sehr schlechtem Wetter nicht, legte Herr Krautmayer, um nach dem sieben Stunden langen Sitzen am Schreibtisch die erschlafften Glieder wieder aufzufrischen, den Heimweg zu Fuß zurück, — er wohnte weit draußen in einem billigen Vorort im vierten Stockwerk einer rechten Zinskaserne (ohne Aufzug) — aber heute legte er trotz prächtigen Wetters zwanzig Heller Nickelwährung auf den Tisch der Aktionäre der Tramabahn, um früher nach Hause zu kommen.

„Anna! Eine unerhörte Keuigkeit“, sagte er mit einem fröhlichen Lächeln auf den Lippen, als er ins Zimmer trat, wo seine Frau, müde wie es schien, auf dem bereits gepackten Reisekoffer saß. „Denke dir, unser guter Herr Direktor, der immer in dem sündteuren Guggenhausen seinen Urlaub zugebracht hat, geht heuer auch nach Fahrenstein!“

„Was du sagst! Ist das wirklich wahr?“

„Es ist ganz sicher. Ich hatte ihm, wie ich mich bei ihm der Vorchrift gemäß zum Urlaubsantritt abmeldete, erzählt, wie horrend billig dort zu leben sei, d. h. man fast geschenkt wohne, und daß überdies nicht bald wo so viele Erd-, Schwarz- und Himbeeren zu finden wären, wie in den Wäldern um Fahrenstein!“

„Von den Himbeeren hättest du den Mund nicht so voll zu nehmen gebraucht, die sind uns selbst immer zu wenig geworden! Nun, und weiter!“

„Darauf dachte er eine Weile nach, wie er denn überhaupt ein scharfer Denker ist, zündete sich dabei eine frische Zigarre an und sagte nach einigen Zügen: Gut! Ich will's heuer dort einmal riskieren. Sehen Sie uns nach einer hübschen Wohnung um, Zimmer und Küche, — und wozumöglich kein Hahn im Hause. Diese Eiderdchen werden einen schon in aller Herrgottsfrühe auf! Mit den Worten: Glückliche Reise und schreiben Sie recht bald, entließ er mich dann.“

„I du meine Güte! Da werden wir ja täglich mit den Direktoren beisammen sein. Paß auf, lieber Ottomar, du wirst im Herbst Oberoffizial!“

„Schön wäre es, und auch Zeit. Nach zwanzig Jahren! Aber

da ist noch der Didinger vor mir“, meinte tief aufseufzend der liebe Ottomar.

„Ach was“, erwiderte resolut Frau Krautmayer, „wenn der Herr Direktor will, kannst du den Didinger leicht überbrücken!“

„Möglich wäre es freilich! Und das Gesicht vom Didinger! Ich will gar nicht daran denken!“

„Du wirst schon sehen, wie ich mich bei der gnädigen Frau Direktor ansetzen werde. Ich verstehe“ das schon. Den Oberoffizial kann dir kein Herrgott wegnehmen!“

Bereits am nächsten Tage hauste die Krautmayer'sche Familie seelenvergnügt beim Hinterbauern in Fahrenstein.

Herr Krautmayer, dienstfertig wie immer, hatte sich alsbald nach der Ankunft auf die Suche nach einer Wohnung für den Herrn Direktor begeben und fand nach längerem Hin- und Herfragen eine solche, rotabene ohne Hahn, bei der Bäckermeisterswilde Schieber. Dieselbe war nach dem Tode ihres Mannes aus der Hauptstadt nach Fahrenstein, ihrer Geburtsstätte, übersiedelt und hatte sich also ein nettes Häuschen mit einem hübschen Vorgarten angekauft, das sie allein mit ihrer Magd bewohnte. Besagte Wittib forderte für Zimmer und Küche auf acht Wochen einen Mietzins von hundert Kronen und bemerkte darauf: „Bei mir ist überhupt gar kein Viecherl im Haus! Dafür garantier ich! Und ich bin die gute Stund selber! Die Betten wer'n alle vierzehn Tag frisch überzogen, und ausg'rieben wird alle acht Tag! Und die Sali kriegt dafür ihr Trinkgeld! Und das kleine Lushäusl auf der linken Seit'n draußt im Garten, das gib ich auf's Quartier noch druf!“

Da Zimmer und Küche tabellos eingerichtet und alles peinlich rein gehalten war, zog Herr Krautmayer würdevoll seine Briestafche hervor und erlegte, um der Wohnung sicher zu sein, zehn Kronen als Angabe, worauf sich die Kontrahenten vergnügt die Hände schüttelten.

Der Herr Direktor hatte zwar nichts davon gesprochen, ein Angeld zu geben, aber sollte sehen, wie sehr er sich in allem auf seinen Offizial verlassen könne.

Daruf ging Herr Krautmayer nach Hause und schrieb einen vier Seiten langen Brief, worin er die Vorzüge der Schieber'schen Wohnung in d's beste Licht stellte, die Abwesenheit jeglichen Getiers anmerkte und zugleich mit überschwenglichen Worten seiner Freude Ausdruck gab, den gnädigen Herrn Direktor recht baldigt in dem anmutigen Fahrenstein begrüßen zu können. Davon, daß er die Wohnung bereits gemietet, erwähnte er nichts.

Es überkam ihn nämlich bereits eine dunkle Ahnung, als ob er etwas zu dienstfertig gewesen wäre, aber —!!

Hier brach Herr Krautmayer ab, denn er suchte vergeblich nach einer Begründung des Tatbestandes, wie es im Amtsstil heißt, und da es eben an der Zeit war, in den Finsternwald auszubrechen, um Erdbeeren zu pflücken, qualte er sich damit nicht weiter, und dr. ußen im Waldesträuschen entschwand ihm jede Besorgnis.

Das Antwortschreiben des Herrn Direktors traf beiläufig nach acht Tagen ein und lautete dahin, daß er dem Herrn Offizial für seine Mühewaltung höflich danke, daß seine Frau denn doch aber wieder Guggenhausen vorgezogen hätte, wo sie immer passenden Anschluß gefunden und stets mit allem zufrieden gewesen sei.

Herr Krautmayer sah da, als ob ihm ein Sinfon eine Ohrfeige gegeben, Frau Krautmayer vergoß Tränen der Wut und Enttäuschung. Die Aussicht auf den Oberoffizial war wieder in nebelhafte Ferne gerückt.

Aber das gute Frauchen gewann alsbald wieder die Fassung und sagte: „Fürs erste, lieber Ottomar, gehst du jetzt zu dieser Schieber und holst die zehn Kronen Angabe. Und der Herr Direktor, — nun, der soll uns gern haben, und sie auch, die hochnasige Madam! Haha! Keinen passenden Anschluß hätte sie hier gefunden! Da mücht einem doch der Schnee verbrennen! Als ob man nicht wüßt, daß 's noch die Hälfte Haar, die sie am Kopf hat, beim Friseur schuldig ist! Übrigens, ich hab' gleich vom Anfang auf das Geplausch des Herrn Direktors nicht viel gegeben! Wassermacherei — sonst nichts. Na, geh nur jetzt, lieber Ottomar!“

Der liebe Ottomar erhob sich mit einer wahren Leichenbittermiene und machte sich auf den Weg zu dieser Schieber.

„Was hör' ich, Sie spakiger Herr! Sie woll'n die Angab zurück?! Aber geh'n's! Was geht denn das mich an, wenn der Herr Direktor nach Tripstrill geht und nicht herkommt! Sie haben mir die Angab geb'n und Sie müssen auch das Quartier zahlen! Gott sei Dank, ich war netto zweiundzwanzig Jahr Bäckermeisterin in der Stadt, mir machen Sie, Herr Offizial hin, Herr Offizial her, keinen blauen Dunst vor! Empfehl mich! Und wenn morgen die neunzig Kronen nicht da am Fensterbrett liegen, wern's meinen Advokaten kennen lernen!“

Trotz dieser fürchterlichen Drohung ging Herr Krautmayer nicht von dannen, sondern brannte ein Redefeuerverk ab, als dessen Schlußeffekt er eine „dumme Gans“ steigen ließ.

Doch nur einen Augenblick währte das, dann war die Rote und Verlegenheit verschwunden, er war Herr seiner Stimmung, und mit freiem, lächelndem Blick sah er den Freund an. Und als er nun zu sprechen begann, schlug er einen besonders herzlichen Ton an, schon deshalb, um sich selbst über den letzten Rest der Verstimmung hinwegzutäuschen.

„Du mit die Liebe, Bruno,“ bat er, „und laß uns nicht mehr davon reden! Es ist ja möglich, daß ich ein wenig nervös oder erregt bin — vielleicht liegt mir noch die lange Reise in den Gliedern, vielleicht auch liegt es an dem Luftwechsel — sicher wird es morgen oder in den nächsten Tagen schon ganz überwunden sein. Also, nicht wahr, reden wir nun nicht mehr davon.“

Damit gab sich Bruno denn zufrieden.

Als sie daheim waren, ging Werner in sein Zimmer und blieb eine Weile allein. Nun ließ er seinen Zorn an sich selber aus und peinigete sich mit endlosen Vorwürfen, daß er solchen unlauteren Regungen nachgegeben hatte. Und immer kam die Frage: War es denn auch wirklich Haß, was da so tief im verborgenen schlummerte? Er konnte nicht anders, er mußte sich diese Frage bejahen, es war Haß, der in seiner Seele geschlummert hatte.

Aber wie, wie nur kam er dazu? Wie konnte er diesen Menschen, dem er doch so unendlich viel verdankte, auch nur einen Augenblick lang haßen? Wie war das denn nur möglich?

Er sann und sann. Und da, mit einem Male, blickartig, ja, kam ihm die Erleuchtung . . . er war eifersüchtig auf ihn! Ja, so war es! Das schöne Mädchen hatte es ihm angetan, vom ersten Augenblick an, da er sein Bild gesehen hatte, hatte dasselbe es ihm angetan — sofort war er in Begeisterung für es erglüht, und er hatte gehofft, die Schöne für sich zu gewinnen. Und da war der Freund ihm zuvor gekommen, hatte sie ihm schon lange vorher genommen und nun ihm noch dazu eine Komödie vorgespielt — deshalb, ja, deshalb war der Haß in seiner Seele aufgeleimt.

So war es. Nun war er sich über alles klar. Beschämt, zerknirschert saß er da. So klein, so erbärmlich klein hatte er handeln können? Diesem Manne gegenüber, der ihm mit offenen Armen entgegengekommen war, hatte er solche kleinlich erbärmliche Regungen auskommen lassen? War das Freundschaft? — Fui! Wie schädelte er sich! Schamrot wurde er vor seiner Erbärmlichkeit. Aber jetzt, nun er klar in seine Seele hineingeleuchtet hatte, nun er den Abgrund sah, an dem er wandelte, nun war er auch gerettet. Jetzt konnte und mußte er beweisen, daß er größer war als die Versuchung, daß er ihr widerstehen konnte.

Als er zu Bruno hineinging, war er ein anderer. Fort war die Verstimmung und die Zurückhaltung, und mit der alten, treuen Herzlichkeit kam er nun dem Freunde wieder entgegen, um ihn vergessen zu machen, daß er auch nur einen Tag lang mit verschlossener Seele neben ihm hergegangen war.

Sofort bemerkte Bruno den Umschlag der Stimmung; er freute sich dessen ehrlich, und er war taktvoll genug, das Vorhergegangene mit keiner Silbe mehr zu erwähnen. Die alte Freundschaft, wie sie ehemals geherrscht hatte, war wieder erstanden.

Nur wenn sie von dem schönen Mädchen sprachen, und wenn Bruno nie genug von den herrlichen Eigenschaften seiner Braut erzählen konnte, nur dann erbehte es tief in Werners Brust, und immer noch glimmte dann ein Funke jenes gefährlichen Feuers tief im verborgenen — aber dann raffte Werner alle Manneskraft zusammen und erdrückte diesen Funken.

So siegte er über sich selbst. Abends saßen sie zu dreien im Garten und sahen hinunter in den Frühlingszauber der Campagna. Dann holte Francesca die Laute und sang ein Lied. Und eine friedlich-glückliche Stimmung zog dann herauf.

Arm in Arm saßen die Liebesleute da, glücklich und zufrieden, denn ihrer harnte nun ja eine wundergleiche Zukunft, der sie beide mit hoffender Seele entgegen sahen — und nur Werner, obgleich er still und scheinbar zufrieden dasaß, erbehte dann manchmal leise, denn in seiner Brust war es jetzt weh und wund, und in seiner Seele klang es wie ein leises, schmerzliches Weinen.

Und als er spät abends sein Lager aufsuchte, da biß er sich in wilder Wut fest in das Kissen hinein, um nicht laut aufzuschluchzen.

Die nächsten Tage waren hell und voll lachend strahlendem Sonnenschein; fleißig saßen die Freunde und malten und füllten ihre Studienmappen.

Bruno war in prächtiger Stimmung. Offenherzig sprach er von seinen neuen Plänen, — wie er nun in Berlin ein Haus zu machen gedachte, um seine schöne Frau in die Gesellschaft einzuführen, wie er alle Geistesgrößen zu sich heranziehen wollte, um so einen kleinen Kreis auserlesener Menschen um sich zu schaffen.

Still hörte Werner zu.

Und dann begann Bruno von neuem: „Und du, mein Junge, du mußt dich nun mit meiner Checca recht gut befremden, denn du und ich beide will ich immer um mich haben, — treue Freundschaft und treue Liebe, — ohne die will ich nun nicht mehr sein!“

Mit treuherzigem Lächeln versprach es Werner, — aber in seiner Seele erklang wieder dies leise, wehe Weinen.

An einem Vormittag hatte Bruno in Arco zu tun, um die Vorbereitungen für die Eheschließung zu erledigen.

Ehe er fortging, sagte er zu Werner: „Ich habe soeben Francesca gebeten, daß sie dir ein Stüdchen vom Gardajee zeigt; also geht zusammen nach Niva, und sieh du dir die Ponalestraße und den Ponalefall an. Es lohnt sich, mein Junge! Nachmittags komme ich dann nach, und wir treffen uns unten am Hafen!“

Werner sagte zu, aber heimlich erbehte er. Und gleich nachdem Bruno fort war, ging er hinunter in den Garten.

Francesca wartete schon. „Nun, haben Sie Lust zu der Partie?“ fragte sie mit fröhlich offenerzigem Gesicht.

„Aber natürlich!“ rief er ebenso fröhlich. „So etwas werde ich mir doch nicht entgehen lassen!“ Und so wanderten sie davon.

Wie umgewandelt war er. Alle Traurigkeit der Seele war wie weggekehrt. Zum Jandzen fröhlich wurde ihm ums Herz.

Langsam gingen sie dahin durch den sonnigen Frühlingstag.

„Nun, ist es nicht schön bei uns?“ fragte sie heiter.

„Herrlich ist es!“ — Begeistert nickte er ihr zu.

„Freilich, an Kunst und moderner Luxuspracht gibt unser Ort nichts, aber wer ein wahrer Freund der Natur ist, der kommt schon auf seine Kosten.“

Fröhlich erwiderte er: „Das will ich meinen! Und gerade das einfach Ländliche ist es, was der Gegend hier den Reiz gibt. Die Proben, die ohne internationales Kurleben nicht bestehen können, die sollen auch gar nicht hierher kommen — stimmt das nicht?“

Heiter, mit offenerzig reinem Blick sah sie ihn an und stimmte ihm bei.

Werner fühlte, daß er unter diesem Blick errötete, doch er nahm sich zusammen und zwang die Erregung zurück.

Blötzlich huschte ein Falter, ein buntes Flauenaugen, dicht an seinem Gesicht vorbei.

Im ersten Erschrecken schlug er nach dem übermütigen Gefellen.

Da bat sie schnell: „Ach bitte, tun Sie ihm nichts!“

„Oh, gewiß nicht! Übrigens bekomme ich ihn ja auch gar nicht mal!“ rief er lachend.

„Und zum Dank dafür sollen Sie auch belohnt werden.“

Schnell bückte sie sich und pflückte ein paar Beilchen, die am Wiesenrande standen.

Er war beglückt wie ein Knabe, dem man den größten Wunsch erfüllt hat. Dankbar schüttelte er ihr die Hand.

Sie nickte ihm fröhlich zu.

Und wie zwei glückliche Kinder, denen die erste Frühlingssonne das Herz erwärmt, wanderten sie fröhlich weiter.

Auf den Feldern waren die Bauern beim Wein, beschnitten die Reben und banden sie fest. Lustig gingen die Gräße hinüber und herüber. Und jubelnd schwangen sich die Lerchen empor in den blauen Ather. Herrlich, herrlich war der Tag.

Das Herz wurde einem froh und weit, und alle Kümmernisse schwanden dahin unter diesem strahlend blauen Himmel.

Sie plauderten und lachten und scherzten, zwei Menschen mit fröhlichen Kinderherzen, zwei Freund gewordene glückliche Menschen, die im Augenblick nichts wollten, als sich ihres Daseins freuen. So kamen sie, ehe sie es ahnten, in Niva an.

Erst das lärmende Rufen der Mora-Spieler, das aus einer Schenke herausschallte, erinnerte sie daran, wo sie waren.

Als sie durch die schmalen Gassen nach dem Hafen hinunterstiegen, sagte er: „Mein Gott, ist das eine interessante alte Stadt, riesig pittoresk! — das reine Mittelalter noch — als ob die Jahrhunderte mit ihrer alles nivellierenden Kultur hier einfach vorbeigegangen wären!“

Lächelnd stimmte sie ihm bei.

(Fortsetzung folgt.)

Der Herr von Nummer 36.

Eine Großstadtgeschichte von Paul Blü. (Kochdruck ver.)

Es war acht Uhr früh. — Noch schlummerten die Porgiergäste des Familienhotels „Werner Hof“, aber unten im Parterre regten sich schon lange die rührigen Hände der Angestellten des Hauses, alle Vorbereitungen zum Erscheinen der Gäste zu treffen.

Besonders Friedrich, der stramme Haushofmeister, war in reger Tätigkeit: ein Hausen Stiefel und ein Berg von Kleidern lag vor ihm, die der Reinigung harrien. Aber dennoch hielt er manchmal mitten im Fahren inne, sah mit verschlafenen Augen hinunter auf den Fluß, der unmittelbar am Haus seine trüben Fluten träge weiter trieb, und wenn dann der kalte Nebel dicht aufstieg und die winzig vorlugenden Sonnenstrahlen verdüsterte, dann wurden auch des guten Friedrichs Augen trüb, und in stiller Wut murmelte er: „Gunderwetter, verdammtes!“

Blötzlich schlug die elektrische Glocke an.

Grimmig sah Friedrich nach der angeschlagenen Nummer. „Na,

„er hat's wohl furchtbar eilig!“ brummte er vor sich hin und tapfte langsam die zwei Treppen hinauf nach Nummer 36.

„Aber der Herr werden wohl verzeihen, — es sind in der Tat keine Sachen da von 36.“

Auf sein Klopfen erschien der Zimmergast im Schlafrock und fragte unwirsch und mit sehr energischem Nachdruck, wo denn eigentlich seine Sachen bleiben.

Friedrich starrte ihn zuerst ein wenig verblüfft an, dann sann er nach, schüttelte den dicken Schädel und erwiderte: „Einen Augenblick, bitte!“ worauf er verschwand.

Langsam stieg er die Treppe wieder hinunter. Noch immer sann und sann er. Aber alles war umsonst. Er konnte sich absolut auf nichts besinnen, wenigstens nicht genau. Und unten angekommen, suchte er nun die Berge der Stiefel und Kleider durch, doch keine Nummer 36 fand sich vor. Voll Zorn warf er alles durcheinander, suchte und suchte wieder, aber nur mit demselben Erfolg. Nichts von Nummer 36 war zu sehen.

„Wat will denn nur der Dussel eigentlich? Er hat doch ja keine Kluft rausgehängt!“ schimpfte er schließlich. Dann setzte er sich nieder, stützte den Kopf in die Hand und versuchte, sich auf die Ereignisse des vorigen Abends zu besinnen. Aber soviel er auch sann und grübelte, ganz klar waren ihm die Geschehnisse nicht mehr. Das zwar war ihm allerdings noch erinnerlich, daß der Herr von Nummer 36 erst gegen zehn Uhr angekommen war; ja, er besann sich sogar noch darauf, daß er einen langen Überrock und große russische Gummischuhe angehabt hatte; von dem weiteren Verlauf der Dinge wußte er absolut nichts mehr; er hatte ein wenig getneipt, war müde gewesen und hatte dann rein

mechanisch alle Sachen von den Türen zusammengepackt und genau nummeriert.

Aber schon wieder schlug die elektrische Glocke auf Nr. 36 an.

Und zum zweiten Male tappte Friedrich hinauf.

„Zum Donnerwetter, wo bleiben denn meine Sachen? Ich muß doch zur Bahn!“ schalt der Fremde.

Der Hausknecht zuckte etwas verlegen die Schultern und antwortete:

„Der Herr wird sich wohl irren; es sind keine Sachen da von Nummer 36.“

„Sie sind wohl verrückt geworden!“ rief nun der Fremde. „O, ich denke doch nicht!“ „Ich verbitte mir das! Schaffen Sie mir sofort meine Sachen“



Oberleutnant von Brandis (links),
der erste Gestrürmer Donauinmonts. (Mit Text.)

Jetzt bekam es der gute Friedrich doch ein wenig mit der Angst, denn er sah, daß der Herr nicht mit sich spaßen ließ. Er lief schnell zum Wirt, weckte ihn und berichtete umständlich, was sich ereignet hatte.

Der Wirt, dem natürlich an dem guten Ruf seines Hauses gelegen war, kleidete sich sofort an und begab sich hinauf nach Nummer 36. Dieselbe Szene wiederholte sich. Empört rief der Fremde: „Ich bitte dringend, sofort die Polizei holen zu lassen!“ „Aber, mein Herr, Sie sind meinem hochanständigen Hause“, versicherte der Wirt.

„Ja, zum Donnerwetter, wo sind denn aber meine Sachen geblieben? Oder meinen

Sie vielleicht gar, ich sei ein Betrüger?“ Hier, bitte, durchsuchen Sie gefälligst meine Reisetasche!“ Ziehend bat der Wirt: „Aber erregen Sie sich doch nicht so,



Eine Kasierstube in Hosselaere in Flandern.



Ausicht von Comme-Py in der Champagne.

mein Herr! Sie stören mir ja alle meine anderen Gäste! Ihr Anzug wird sich ja finden."

"Finden? Wo soll er sich denn finden? Ich habe ja bereits alle Sachen durchgesehen, die unten sind! — Sie haben eben einen Dieb im Hause. Also lassen Sie gefälligst sofort die Polizei holen. Meine Zeit ist nämlich sehr knapp."



Ein Mehrgeselle, Ritter des Eisernen Halbmondes. (Mit Text.)

Ich werde Sie für alles verantwortlich machen!"

Der Wirt, Angstschweiß auf der Stirn, bat noch einmal höflich: „Bitte, mein Herr, haben Sie ein paar Minuten Geduld, ich werde sofort Rat schaffen."

"Aber, mein Herr, solange ich das Haus habe, ist so was noch niemals vorgekommen!"

"Nun gut. Wo ist Ihr Telefon? So werde ich selber die Polizei rufen."

"Mein Herr, ich bitte, haben Sie doch ein wenig Geduld. Sie vernichten ja den guten Ruf meines Hauses. Ihr Anzug muß sich ja doch wiederfinden!"

"Sehr gut! Soll ich hier vielleicht bis zum Abend in Unterhosen herumlaufen? — Um halb zehn geht mein Zug."

Fremden Maß, und nach wiederum zehn Minuten lagen sechs fertige Anzüge dem fremden Herrn zur Wahl vor. Desgleichen wurden aus einem Schuhgeschäft verschiedene Stiefel zur Auswahl geschickt. — Nach kaum einer halben Stunde war der Herr von Nummer 36 neu ausgestattet. Er schalt zwar noch recht tüchtig, daß er einen sehr schlechten Tausch mache, denn sein Anzug wäre viel gediegener gewesen, auch die Stiefel seien lange nicht so gut, als die seinigen gewesen waren. Da indessen der Wirt immerfort bat und ihn beschwor, daß er keinen Skandal machen möge, und da er ihm endlich

Schnell hatte der fürsorgliche Hausherr sich entschlossen, lieber den Schaden zu tragen, als durch einen Polizeiskandal sein gutes Haus in Verruf kommen zu lassen.

Bereits zehn Minuten später klopfte an die Tür von Nummer 36 der Zuschneider eines benachbarten Herrenkleidergeschäftes, nahm dem



In stiller Andacht.

Aufnahme aus dem Felde von einem Feldgtrauen.

verschiedene Stiefel zur Auswahl geschickt. — Nach kaum einer halben Stunde war der Herr von Nummer 36 neu ausgestattet. Er schalt zwar noch recht tüchtig, daß er einen sehr schlechten Tausch mache, denn sein Anzug wäre viel gediegener gewesen, auch die Stiefel seien lange nicht so gut, als die seinigen gewesen waren. Da indessen der Wirt immerfort bat und ihn beschwor, daß er keinen Skandal machen möge, und da er ihm endlich



Militärische Jugenderziehung in Österreich: Wiener Pfadfindergruppe bei einer Geländebübung.

Kilophot, Wien.

